



VÉRONIQUE
OLMI
BAKHITA

ROMAN

HOFFMANN UND CAMPE



Sie sind aneinandergeschleppet. Die Männer vorn. Drei. Jeder mit einer Kette um den Hals, verbunden mit denen der beiden anderen. Die Frauen dahinter. Drei. Ketten um den Hals. Verbunden mit denen der beiden anderen. Alle nackt, wie sie. Und da ist noch ein kleines Mädchen, kaum älter als sie, das nicht angekettet ist und neben das man sie stellt, zwischen zwei Wärtern beschließen sie den Marsch. Sie sieht den Zug, die Wärter haben Peitschen und Gewehre, die Angeketteten laufen, ohne zu klagen, sie haben sie nicht angesehen, sie werden sie nicht ansehen. Ihr Leben lang wird sie den Blick der Misshandelten, der vom Leben, der Arbeit oder den Herren Misshandelten suchen. Sie betritt die organisierte Welt der Gewalt und der Unterwerfung, sie ist sieben Jahre alt und trotz ihrer Angst ist sie aufmerksam. Sie wusste nicht, dass man angekettet und gepeitscht laufen kann. Sie wusste nicht, dass man Menschen so etwas antut. Und sie weiß nicht, wie das heißt. Also fragt sie das kleine Mädchen, wie das heißt.

»Psst!«, antwortet die Kleine.

»Wer ist das?«

Sie wiederholt es, leiser. Das Mädchen zeigt ihr, dass es nicht versteht. Es spricht nicht ihren Dialekt. Sie zeigt auf die jungen Erwachsenen, die vor ihnen laufen.

»Wer?«

Das Mädchen kneift die Augen zusammen, versucht zu verstehen, und dann sagt es plötzlich: »*Abid*.«

Dann zeigt es auf sie. »*Abda*.«

Das Entsetzen peitscht sie wie eine Ohrfeige. *Abda*. Ihre Schwester. Das ist es. Das ist mit ihr passiert. *Abda*, Sklavin, das ist das größte Unglück, *abda*, das ist Kishmet, und das ist sie, und plötzlich ist es real, existiert es hier, ist es da, vor ihren Augen, und sie fragt sich zum ersten Mal: *Ist Kishmet DA?* Sie wird es sich immer fragen.

Sie sieht sich wieder verloren im Rauch des Dorfes nach ihrer Mutter rufen, die sie nicht hört. Sie schaut die jungen aneinandergeschleppeten Frauen an und hört ihre Mutter: *Sag mir, was du gesehen hast!* Jetzt gibt die Mutter ihr diese Anweisung. Also sieht sie hin, sieht die jungen, schon gebeugten Körper und die Narben auf ihren Rücken, ihre blutenden Füße; das Wort Sklave, das Wort des Grauens läuft vor ihr her, das Mädchen neben ihr zeigt auf sich und sagt ganz leise: »*Binah*. *Bi-nah*.« Dann zeigt es auf sie und stellt eine

Frage, die sie nicht versteht, aber errät. Sie würde ihr gern antworten, aber sie weiß nicht wie. So lange schon hat niemand mit ihr gesprochen, jede Sprache ist jetzt eine fremde Sprache. Sie zögert. Sieht die Sklaven an. Dann fährt sie mit den Fingern über ihre feuchten Augen, wischt mit ihrem schmutzigen Arm den Rotz ab und sagt zum ersten Mal, zeigt auf sich und sagt: »Bakhita.«

In den folgenden Tagen hat sie das Gefühl, die ganze Erde zu durchqueren. Ebenen und Wüsten, Wälder, Wasserläufe ohne Wasser, stinkende Sümpfe, sie springen über Erdspalten, Furchen in der vertrockneten Erde. Sie erklimmen Berge. Mit brennend heißen Steinen, die sich unter den Füßen bewegen und die wie Esel beladenen Männer stürzen lassen, Steine mit Schlangen darunter, die die Köpfe heben und zischen. Sie spricht ihren Vornamen vor sich hin, den sie verabscheut und an den sie sich zu gewöhnen versucht. *Bakhita schreit nicht, wenn sie die tanzende Zunge der Schlange sieht, Bakhita greift nicht nach Binahs Hand, wenn sie auf die Steine fällt ...* Sie hat Angst, dass die Sonne und der Mond sie mit diesem neuen Vornamen nicht erkennen. Sie versucht, sich in diesem neuen Leben zurechtzufinden, aber sie weiß nicht, wohin sie gehen, was geschehen wird. Sie weiß, dass sich ihr Dorf entfernt, sie kennt diese Landschaft nicht, alles, was sie sieht, sieht sie zum ersten Mal. Der Wind ist warm, er peitscht Sandkörner gegen ihre Beine, kleine Male bleiben lange auf der Haut, wie die Stiche unsichtbarer Mücken. An manchen Tagen füllt sich der Himmel mit Wasser, hängt über ihnen wie ein riesiger grauer Bauch, aber niemand spricht zum Regen, niemand sagt die Gebete und Gesänge, damit er fällt, also bleibt ihr Durst ungestillt und sie getrennt vom Himmel.

Sie ist nicht mehr im Gefängnis, sie ist in der unermesslichen, sich verändernden Welt und sie schaut mit Erschöpfung und auch voller Gier. Sie sieht Vögel mit roten und blauen Flügeln, die sich aus großer Entfernung etwas zurufen, sich finden und dann so schnell verschwinden, als hätte man sie mit einem Strich vom Himmel gelöscht. Fliegen diese Vögel zu ihrer Mutter? Können die Mutter und sie dieselben Dinge sehen? Kann sie ihr ihre Gedanken schicken? In allem, was sie sieht, sucht sie sie. Eines Morgens sieht sie sehr früh einen Falken, der sich am Himmel ausruht, die Flügel ausgebreitet wie eine ruhige Hand, und diese Ruhe bringt sie zum Weinen.

Er gleicht ihrer Mutter vor dem großen Unglück. Sie sieht Blumen, die sich im Wind bewegen, und fragt sich, was ihr Tanz zu sagen hat, aber sie errät es nicht. Ihre Mutter weiß es. Ihre Mutter kann die Landschaft lesen. Sie sieht einen Baum am Boden liegen, umgestürzt von wilden Tieren, seine Äste bohren sich wie Krallen in den Boden, und sie denkt an den Stamm des umgestürzten Baobabs, auf dem die Kinder in ihrem Dorf spielen und auf den sich ihre Mutter setzt, um die Sonne aufgehen zu sehen. Sie hört die Tiere rennen, sie hört sie, ohne sie zu sehen, ihr Lauf bebt unter ihren eigenen Füßen, sie denkt an ihre Mutter, wenn sie tanzt, sie verlässt sie nicht, aber jenseits dieser Gedanken gibt es die Müdigkeit und den Schmerz. Den Durst, der ihren Speichel trocknet. Und ihre Tränen, wenn sie die aneinandergelinkten Frauen sieht, die nicht ihre große Schwester sind. In ihren Kehlen gurgelt es, ein Husten, der nicht herauskommt. Sie röcheln und stolpern, ihre Hände bewegen sich unaufhörlich, ihre Hände zittern am Ende der Arme. Ihre Hälsen sind eingeschnitten und geschwollen, manchmal versuchen ihre Finger, die Kette wegzuschieben, immer wieder versuchen sie es, es nützt nichts, also hören sie auf. Und fangen wieder an. Die Wärter lachen darüber. Und es reizt sie, sie sagen, dass die Frauen sich freuen sollen, die Hände frei zu haben, das wird nicht so bleiben, und dann schwingen sie ihre Peitschen, ihre Stöcke oder Dolche, schwenken ihre Gewehre, die Frauen haben Angst, und wenn eine fällt, reißt sie die anderen mit sich, und es entsteht große Unordnung, die Ketten würgen sie noch mehr, Schreie und Weinen, man muss immer an die anderen Angeketteten denken, und sie denkt an ihre große Schwester. Haben sie ihr das angetan?

Sie begreift, dass sie keine kleine Reise gemacht hat, seit sie entführt wurde, sie ist viel gelaufen und sie sucht nicht einmal mehr nach Orientierungspunkten: die Hügel, die Berge, die Dünen, die Ebenen und die Wälder, das kann sie sich nicht alles merken. Das ist also die Welt, sie entdeckt sie, die Dialekte wechseln wie die Landschaften, die Form der Hütten, die Tiere auf den Weiden und in den Ebenen, die Gesichter der Männer und der Frauen, die Zeichen auf ihrer Haut, die Farbe ihrer Haut, manche sind tätowiert, andere skarifiziert, das hat sie nie zuvor gesehen, schön und erschreckend zugleich. Manche sind groß und zart wie Halme, andere klein wie alte Kinder, und alle sind an die vorbeiziehenden Karawanen gewöhnt. Ihr Dorf liegt auf der Sklavenroute zwischen den

zeribas, jenen überall im Land verstreuten von dichten Hecken umgebenen Lagern der großen Händler, in denen das Elfenbein und die Gefangenen gesammelt, bewacht und sortiert werden. Später bringt man sie zu den großen Märkten. In den Dörfern, die sie durchqueren, werden manchmal spontan Geschäfte gemacht. Wer keinen Sklaven zu verkaufen hat, verkauft jemanden, den er gestohlen hat, oder ein Familienmitglied. Einmal hat sie gesehen, wie in einem von der Hungersnot entvölkerten Dorf ein junger, ausgezehrter Mann ein kleines, von Magerkeit entstelltes Mädchen anbot. Die Wärter spuckten auf den Boden, wofür hielt er sie? Sie versetzten dem Kind einen Peitschenhieb, und es fiel um, der Beweis, dass es nichts taugte. Sie hatte nicht begriffen, dass es die Schwester des Mannes war, Binah erklärte es ihr und drängte sie, ihr zu glauben. Sie hielt sich die Ohren zu. Manchmal ist die Bekanntschaft mit der Welt nur ermüdend. Und im nächsten Augenblick ist es das Gegenteil. Will sie alles sehen und alles hören. Auch das, was sie nicht versteht. Sie will sich die arabischen Wörter merken, behalten, was sie sieht, was Hunger und Elend aus den Menschen machen. Sie sieht die Angst, die wütend macht, und die Verzweiflung, aus der der Hass entsteht. Sie nimmt alles wahr, ohne es benennen zu können. Das Schauspiel der Menschheit. Die Schlacht, die sie alle zerreißt.

Sie entdeckt, dass jeder Sklaven kauft und verkauft, wer nicht wenigstens einen oder zwei besitzt, ist der ärmste Hungerleider. Sie sieht die Sklaven auf den Feldern und in den Häusern, als Schmiede, Söldner, Bauern, sie sind überall, eine Seuche von Sklaven, und wenn ihre Wärter neue kaufen, immer junge, geht das unabänderlich so vor sich: Vor dem Kauf kontrollieren sie die Zähne, die Augen, den Mund, innen, außen, die Muskeln, die Knochen, sie werfen den Stock, lassen die Sklaven sich drehen, springen, die Arme heben und manchmal auch sprechen. Sie schlagen die Frauen, wenn sie weinen. Wenn sie brüllen, weil man sie von ihren Kindern trennt, oder nicht mehr brüllen. Sie öffnen den Mund, aber ihre Stimme steckt in der Tiefe ihres Bauches fest, im Eis. Sie sieht sie an und denkt an Kishmets Baby, war es ein Mädchen oder ein Junge? Sie ist abgestumpft, betäubt von zu viel Unglück. Sie ist selbst in dieser Geschichte, ist *abda*, sie kommt nicht heraus, aus dieser entsetzlichen Geschichte kommt sie nicht heraus. Die Geschichte geht weiter. Sie hat auch Angst. Denn der Händler kauft und lässt zurück. Er lässt die zurück, die der Marsch erschöpft hat, die

husten, die humpeln, die bluten, die fallen, aber Binah und sie behält er. Sie will, dass er sie behält. Denn ohne ihn wäre es schlimmer, sie weiß es. Vom Händler zurückgelassen zu werden, heißt nicht, frei zu sein, im Gegenteil. Seit ihrer Entführung weiß sie, dass andere Männer sie nehmen, sie behalten und weiterverkaufen können. Deshalb hat sie Angst, sich zu verletzen. Krank zu werden. Ihre Müdigkeit oder ihren Durst zu zeigen. Sie folgt der Karawane, die Männer vornweg, die Frauen dahinter, Binah und sie zwischen den beiden Wärtern. Eine lange nackte und verzweifelte Reihe, die eine Welt voll großer Gleichgültigkeit durchquert. Sie, die ihr Vater dem Mond gezeigt hat, sie, die sich als Gast der Erde fühlte, sie wird nicht mehr vom Universum geschützt. Die Sklaven gehen vorbei und wohnen nirgends. Ihr Volk existiert nicht mehr. Sie gehören zu den Verstreuten, sind Teil des Martyriums, Männer und Frauen fern ihrer Heimerde, die laufen und oft unterwegs sterben.

Nachts, vor dem Ausruhen, nehmen die Wärter die Ketten und Gabeln von den Hälsen der Männer und Frauen und legen sie ihnen um die Füße. Immer zu zweit werden sie aneinandergekettet. Das machen sie auch mit ihr und Binah. Sie ketten sie an den Füßen aneinander, und die Mädchen tun alles zusammen. Voller Scham. Am Anfang trauen sie sich nicht, einander anzusehen oder gar zu reden. Eines Abends müssen sie über ihre Verlegenheit lachen, dann bewahren sie dieses Lachen, und an den folgenden Abenden lachen sie schon vorher über das, was sie zusammen tun müssen, auf die bloße Erde, und auch wenn ihr Lachen mehr gezwungen als aufrichtig ist, verleiht es der Scham doch etwas Würde. Einmal erlernt wird er ihr ein Leben lang Eleganz verleihen: der Humor, eine Art, ihre Anwesenheit zu bekunden und auch ihre Zärtlichkeit.

Sie und Binah versuchen, ihre Dialekte zu vereinen, und das ist schwierig. Sie mischen ein paar arabische Wörter darunter, aber die wenigen arabischen Wörter, die sie lernen, sind brutal und roh, unbrauchbar für das, was sie einander gern sagen möchten. Sie wollen sich Geschichten von früher erzählen. Der anderen sagen, wie es früher war, als sie klein (noch kleiner) waren, und so mit ihrem Leben, mit ihrer eigenen Geschichte, mit ihren Lebenden und ihren Toten verbunden bleiben. Sie versteht, dass Binah kurze Zeit vor ihr gefangen wurde. Auch sie will ihre Mutter